



---

Avantgarde-Musik der USA aus bundesdeutscher Sicht um 1970. Personalism versus Subjektpphilosophie

Author(s): Beate Kutschke

Source: *Archiv für Musikwissenschaft*, 2004, 61. Jahrg., H. 4. (2004), pp. 275-299

Published by: Franz Steiner Verlag

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/4145415>

---

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



Franz Steiner Verlag is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Archiv für Musikwissenschaft*

JSTOR

# Avantgarde-Musik der USA aus bundesdeutscher Sicht um 1970

Personalism versus Subjektphilosophie

von

BEATE KUTSCHKE

When in 1972 Steve Reich's *Drumming* (1970/71) was performed in West Germany, critics—among them Clytus Gottwald, who published an article on the work in 1975—compared the performance modes of this work to dehumanized assembly-line labor. Reich responded indignantly, recalling years later the wish to “kick with his boots his critics' minds out of their skulls.” Yet in wrangling over artistic phenomena's social implications, both Gottwald and Reich failed to grasp that the root of their disagreement derived less from aesthetic or labor-related issues than from differing conceptualizations about the individual, as mirrored in opposing positions toward the category within the context of the New Left movements on both sides of the Atlantic: Drawing on Kant, Hegel, and the Frankfurt School (represented in particular by Adorno), the traditional German position regarding the idea of the human *subject*—namely, a unique, active, spontaneous and emotive individual—continued to inform musicians' and musicologists' views of avant-garde music; the New Left in the United States aligned itself with the value system of personalism, a philosophical classification in which the concept of the individual is set apart from the ideal of a unique, and thus egocentric, isolated being. An analysis of *Drumming*, a paradigm of minimal music, demonstrates to what degree Reich's music articulates the personalist concept of the individual.

## I. Der Streitfall

„Das war 1972. Wir kamen nach Europa, spielten *Drumming* und etliche Kritiker gebrauchten die Vokabeln ‚faschistisch‘ und ‚Fließband‘. Damals wollte ich ihnen mit meinen Stiefeln das Hirn aus dem Schädel treten...“<sup>1</sup>. Reich war zweifellos über die Kritik an seiner minimalistischen Komposition *Drumming* (1970/1971) verärgert. Was die deutschen Kritiker in ihren Rezensionen zu *Drumming* (für acht kleine gestimmte Trommeln, drei Marimbaphone, drei Glockenspiele, männliche und weibliche pfeifende Stimmen und Piccoloflöte) 1972 formuliert hatten, differenzierte Gottwald in seinem drei Jahre später publizierten Aufsatz *Signale zur Exotik und Industrie. Steve Reich auf der Suche nach einer neuen Identität von Klang und Struktur* (1975) aus: Gottwald

<sup>1</sup> Thomas Mießgang and Christoph Winder talking with Steve Reich (1985), in: *Semantics. Neue Musik im Gespräch*, hg. von Thomas Mießgang, Hofheim 1991, S. 149.

zieh Reich nicht nur des „Antiintellektualismus“<sup>2</sup>, sondern wertete darüber hinaus auch die formale Disposition und die Aufführungsmodalitäten von *Drumming* ab, indem er das Stück als „lückenlos-funktionierenden Apparat“ charakterisierte<sup>3</sup>. „Die Monotonie des hier sich abspielenden Arbeitsprozesses“, so Gottwald in dem Aufsatz, „erinnert nicht von ungefähr an das Fließband: immergleiche Handgriffe produzieren Immergleiches“<sup>4</sup>.

Weiter lastete Gottwald *Drumming* – oder besser: den generellen Kompositionsprinzipien der Minimal Music, also synchrones und/oder Unisono-Spiel als Ausgangsbasis für kontrollierte Phasenverschiebung – die Mimesis von Entsubjektivierung und Dehumanisierung an<sup>5</sup>. Die mit der Phasenverschiebung verbundene Forderung an alle Spieler, ihren jeweiligen Part akkurat und in perfekter Simultaneität mit ihren Mitspielern zu realisieren, bildet Gottwalds Auffassung nach eine Gesellschaftsverfassung ab, in der Subjektives durch strukturellen Zwang ausgeschaltet beziehungsweise nur innerhalb eines minimalen Spielraums (die Tempoveränderung zum Zwecke der Phasenüberlagerung) geduldet werde. Gottwald erklärt:

Zwei Spieler spielen dasselbe. Entfernt sich nun ein Spieler vom anderen, so liegt darin ein subjektiver Akt, eine Art Korrektur des Zwanges, zusammenspielen zu müssen. Doch dieser Akt von Subjektivität wird nur soweit geduldet, bis die alte Situation des zwanghaften Miteinanders um ein Achtel verschoben sich wieder einstellt. Das Bild, das solche Musik von der Gesellschaft entwirft, ist eines des superioren Zwanges, der Subjektives nur noch als geplante Regung zulässt<sup>6</sup>.

Was war die Ursache für diesen verzweifelten Disput? Wie war es möglich, dass die deutschen Musikkritiker in Steve Reichs Minimal Music faschistoiden und totalitären Zügen erkannten, wohingegen Reich selber keine dieser Attribute mit seiner Musik in Zusammenhang gebracht sehen wollte? Die eigentliche Ursache lag nicht einfach in unterschiedlichen musikästhetischen Wertvorstellungen, sondern, und das übersahen die Kontrahenten in ihrer Rage, in kulturellen Unterschieden hinsichtlich der philosophischen Konzeption des Menschen, die allerdings als implizite Wertvorstellungen an der Konstitution der jeweiligen Ästhetik (derjenigen Reichs und derjenigen der deutschen Musikkritiker) entscheidend mitwirkten. Während in der alten Bundesrepublik Musiker und Musikkritiker ihre ästhetischen Werturteile auf die in der deutschen Philoso-

<sup>2</sup> „Freilich kann kaum bestritten werden, dass Steve Reichs Musik ein Klima erzeugt, in dem der heute grassierende Antiintellektualismus besonders üppig ins Kraut schießen kann: Steve Reich will nicht überzeugen, sondern überwältigen“ (Signale zur Exotik und Industrie, in: *Melos* 1975, S. 3).

<sup>3</sup> „Erinnert man sich an *Six Pianos* oder gar an *Drumming*, so bleibt die Vorstellung haften von etwas sehr dicht gefügtem, das an keiner Stelle die Möglichkeit eines Einspruchs, geschweige eines kritischen, offen hält. [...] Steve Reichs Musik ist [...] der lückenlos funktionierende Apparat, sorgfältig abgedichtet gegen alles ihm Heteronome“ (ebd.).

<sup>4</sup> Ebd., S. 4.

<sup>5</sup> Die Phasenverschiebung geht daraus hervor, dass zwei Spieler oder mehrere Spieler gleichlange Phrasen zunächst simultan repetieren, bis ein Spieler in ein minimal anderes – schnelleres oder langsameres – Tempo überwechselt und damit die Simultaneität in eine Phasenüberlagerung übergehen lässt. Letztere löst sich, wenn sie lange genug durchgehalten wird, wieder in Simultaneität auf.

<sup>6</sup> Gottwald, *Signale* (wie Anm. 2), S. 5.

phie fest etablierte emphatische Idee des Subjektes gründeten, der gemäß der Mensch ein singuläres, handlungsmächtiges, spontanes und emotives Subjekt ist, war Reichs kompositorische Poetologie mit dem, vor allem von Philosophen der USA, im „Personalinismus“ vertretenen Konzept der Person korreliert – einem Konzept, das auf soziale und relationale Bestimmungsfaktoren für den Menschen abhebt.

Dass diese Differenzen dabei gerade zu Beginn der 1970er Jahre eine intensive Kontroverse verursachten, ist darauf zurückzuführen, dass im Zuge der 1960er und 70er Jahre die jeweiligen philosophischen Konzepte des Menschen im Rahmen der Protestbewegungen in den USA und Europa stark gemacht worden waren. Indem, angeregt durch die kognitive Orientierung der Protestbewegungen, die traditionell links orientierten Avantgarde-Musiker – Reich auf der einen und Gottwald auf der anderen Seite – die jeweiligen nationalen Konzepte des Menschen also in ihre eigene soziokulturelle Identität integrierten, war ein ästhetisches Verstehen zwischen den Musikern beider Nationen nicht mehr möglich. Die Heftigkeit der Emotionen ist Indiz für die unbewusste Identifizierung der Protagonisten mit dem jeweiligen kulturellen Konzept des Menschen.

## II. Adornos Musikästhetik in der alten Bundesrepublik der 1960er und 70er Jahre

Gottwalds Kritik liegt die Musikphilosophie Theodor W. Adornos zugrunde, die ganz besonders in den 1960er und 70er Jahren die Kriterien zur Beurteilung von Avantgarde-musik zur Verfügung stellte. Adornos Ästhetik, die in Deutschland seit dem Beginn der 1950er Jahre etwa in den Zirkeln der Avantgarde-Musik zunehmend an Autorität gewann<sup>7</sup> und sich zu einer unumgänglichen Instanz für die Beurteilung avantgardistischer Musik in der Bundesrepublik in den 1960er und 70er Jahren entwickelte, setzte voraus, dass, durch den Komponisten als gesellschaftlich eingebundenes Subjekt vermittelt, sich in Kompositionen gesellschaftliche Strukturen sedimentieren. Strukturelle Konstellationen von Musik zeichneten also ein Bild, das heißt Abbild, Vorbild oder Gegenbild, gesellschaftlicher Strukturen nach und konnten als solche von den jeweiligen Rezipienten einer Komposition auch wieder dechiffriert werden<sup>8</sup>. (Entsprechend der Verschränkung von Soziokritik und Ästhetik im Denken Adornos und Horkheimers

<sup>7</sup> Ab 1950 hält Adorno Vorträge bei den „Internationalen Ferienkursen für Neue Musik“ (damals noch „Kranichsteiner Kompositionskurse“) in Darmstadt. In diesem Rahmen erscheint er zwischen 1954 und 1957 als eine der zentralen Persönlichkeiten der Musikphilosophie.

<sup>8</sup> „Die Forderungen, die vom Material ans Subjekt ergehen, röhren [...] davon her, dass das ‚Material‘ selber sedimentierter Geist, ein gesellschaftlich, durch Bewusstsein von Menschen hindurch Präformiertes ist. Als ihrer selbst vergessene, vormalige Subjektivität hat solcher objektive Geist des Materials seine eigenen Bewegungsgesetze. Dasselben Ursprungs wie der gesellschaftliche Prozess und stets wieder von dessen Spuren durchsetzt, verläuft, was bloße Selbstbewegung des Materials dünkt, im gleichen Sinne wie die reale Gesellschaft, noch wo beide nichts mehr voneinander wissen und sich gegenseitig befehden“ (Theodor W. Adorno, *Philosophie der neuen Musik* [1948], Frankfurt a. M. 1972, S. 36).

ist die *Philosophie der Neuen Musik* ein „ausgeführter Exkurs zur *Dialektik der Aufklärung*“<sup>9</sup>.)

Dieser Theorie gemäß, die Inner- und Außermusikalisches in einem gegenseitigen mimetischen Verhältnis begreift, sind musikalische Strukturen dann ästhetisch fragwürdig, wenn sie zu strukturellen Konstellationen einer hyperrationalisierten, durchsystematisierten und daher dehumanisierten Welt homolog gebaut sind<sup>10</sup>. Zu Beginn der 1970er Jahre nun, also zu einer Zeit, als selbst ‚das Private als politisch galt‘, diente Adornos soziologische Ästhetik, die Analogisierung von Kunstwerk und Gesellschaft und das darauf basierende musikästhetische Wertesystem, das die ästhetische Qualität eines Kunstwerks in Relation zu seiner soziomimetischen Verfassung bestimmt, bei den Verfechtern der musikalischen Avantgarde als Maßstab für die Beurteilung zeitgenössischer Kompositionen: Handelte es sich in der Musik um Strukturen, die mit Liberalität und Individualität konnotiert sind, wurden sie von Adornos Adepts als Index einer besseren Gesellschaft begrüßt; bildeten die musikalischen Strukturen, offenbar durch den Komponisten vermittelt, gegenwärtige, jedoch einem guten Leben entgegenstehende gesellschaftliche Strukturen ab, so mussten sie in der – freilich verzerrenden und simplifizierenden<sup>11</sup> – Adaption von Adornos Theorien als ästhetisch negativ eingestuft werden.

Diesem musikästhetischen Bewertungssystem gemäß – und Gottwald ist sicherlich ein engagierter Verfechter dieses Systems<sup>12</sup> – musste die Repetition der kleinen Module in *Drumming*, die von den Musikern zeitgenau, ohne Rubati, also quasi mechanis-

<sup>9</sup> Ebd., S. 7.

<sup>10</sup> Eine solche Welt wurde von verschiedenen Soziologen und Geschichtsphilosophen wie Roderick Seidenberg, Lewis Mumford und Arnold Gehlen unter dem Label ‚Ende der Geschichte‘ oder ‚Posthisto-  
rie‘ als Schreckensvision entworfen (Roderick Seidenberg, *Posthistoric Man*, Chapel Hill 1950, Lewis Mumford, *The Transformations of Man*, New York 1956, und ders., *The Myth of the Machine*, London 1962-1964, Arnold Gehlen, *Ende der Geschichte?* [1972/1973], in: ders., *Einblicke*, Frankfurt a. M. 1975). Adorno, zusammen mit Max Horkheimer, hat in der *Dialektik der Aufklärung* sowie in kleineren Aufsätzen immer wieder vor solch einer Welt gewarnt (vgl. Beate Kutschke, *Wildes Denken in der Neuen Musik. Die Idee vom Ende der Geschichte bei Theodor W. Adorno und Wolfgang Rihm*, Würzburg 2002).

<sup>11</sup> Dass sich Adornos Musikphilosophie nicht auf eine simple Gleichsetzung gesellschaftlicher und ästhetischer Strukturen reduzieren lässt, demonstriert u. a. folgende Passage aus Adornos *Philosophie der Neuen Musik*, in der er darlegt, wie und warum auch ästhetisch wahrhafte Kunstwerke in ein mimetisches Verhältnis zu bedrohlichen und abgelehnten gesellschaftlichen Verfassungen geraten können: „Indem sie [die wenigen intransigenten Kunstwerke] totale Aufklärung in sich, ohne Rücksicht auf die abgefeimte Naivität des Kulturbetriebs vollziehen, werden sie nicht nur die um ihrer Wahrheit willen anstößige Antithese zur totalen Kontrolle, welcher der Betrieb zusteuert, sondern ähneln zugleich der Wesensstruktur dessen sich an, wogegen sie stehen, und treten in Gegensatz zum eigenen Anliegen“ (Adorno, *Philosophie der Neuen Musik* [wie Anm. 8], S. 21).

<sup>12</sup> Diese Einstellung artikuliert Gottwald implizit von sich aus im oben zitierten Aufsatz zu Reichs Musik: „Ich kann mich nicht damit bescheiden, in Musik nur musikalische Vorgänge zu sehen. Musikalische Vorgänge weisen zurück auf gesellschaftliche Vorgänge, reflektieren solche. [...] [Musikalische] Sprache selbst [ist] Produkt der Gesellschaft [...], deren Informationen sie vermittelt. Sie vermittelt aber nicht nur Informationen, sondern bestimmt das gesellschaftliche Verhalten, das Sprechen. Dadurch dass sie das Sprechen bestimmt, wird sie selbst durch dieses bestimmt. Daraus leitet sich das Recht her, Sprache gesellschaftlich zu analysieren“ (Gottwald, *Signale* [wie Anm. 2], S. 5).

tisch ausgeführt werden müssen, wenn die gewünschten Effekte, das heißt die Klangmuster, die aus der Phasenverschiebung resultieren, gelingen sollen, als Abbild zwanghaft regelmäßiger, menschliche Spontaneität und Singularität ausschließender Arbeitsformen, als Abbild des Fließbandes und der daran realisierten Serienproduktion aufgefasst werden. Indem der Instrumentalist sich also nicht klassisch-romantischer Ausdrucksprinzipien wie Agogik, Artikulation, Dynamik etc. bedienen durfte und indem der Komponist von Minimal Music selber auch gar nicht mehr darauf abzielte, wie bei klassisch-romantischer Musik seine eigene Subjektivität in der Komposition in Form eines unverwechselbaren Personalstils zu artikulieren, konnte Gottwald, im Anschluss an Adornos Musikästhetik, schlussfolgern, dass sich in *Drumming* Dehumanisierung manifestiere. Dies ist die argumentative Tiefenstruktur von Gottwalds Artikel, der Reich so sehr traf und entrüstete, dass er sich Gewaltfantasien hingab – dem Wunsch, „das Hirn aus den Schädeln seiner Kritiker zu treten“.

Die Analyse von Gottwalds Kritik greift, wie bereits dargelegt, noch zu kurz; sie verfehlt die Wurzel des Dissenses: eben die Differenzen hinsichtlich humanphilosophischer<sup>13</sup>, den musikästhetischen Wertvorstellungen vorgelagerter Ideen zwischen der Kultur der USA und der Bundesrepublik Deutschland. Indem Gottwald und Reich, stimuliert durch die durch die Protestbewegungen generell politisierte Atmosphäre der 1960er und 70er Jahre, sich über die sozialen Implikationen von ästhetischen Produkten auseinander setzten, versäumten sie zu registrieren, dass der eigentliche Grund für ihre Kontroverse weniger divergierende ästhetische und arbeitstechnische Wertvorstellungen, als eben verschiedene philosophische Konzepte vom Menschen – dem Menschen als Person oder als Subjekt – waren, die die kulturellen Mentalitäten prägten.

### III. Subjektphilosophie versus „Personalism“

Der Subjektbegriff, wie er sich in Adornos für die Beurteilung von Musik nahezu verbindlichen Philosophie artikuliert, geht auf eine lange philosophische Tradition, insbesondere die Aufklärungsphilosophie und den Idealismus in Deutschland – Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schlegel, Simmel und andere – zurück und erlebte eine weitere Ausdifferenzierung und Konturierung im Rahmen der Kritischen Theorie, im Umkreis der Frankfurter Schule, insbesondere bei Adorno. Die westdeutsche Ästhetik der 1960er und 70er Jahre, die von Adornos Philosophem zu Subjektivität und künstlerischem Ausdruck sowie zur Rolle des Interpreten und des Komponisten geprägt war, war damit vom aufklärerisch-idealstischen Subjektbegriff geradezu geschwängert.

<sup>13</sup> Die Fragestellungen der Humanphilosophie sind von den Anliegen der philosophischen Anthropologie zu unterscheiden. Beide fokussieren das Selbstverständnis des Menschen. Erstere entwirft aber, wie sie sich den Menschen idealiter wünscht, d. h. wie der Mensch sein soll, und ist darin normativ orientiert. Letztere leistet demgegenüber eine deskriptive Analyse der menschlichen Natur (und Kultur). Sie determiniert den Menschen, indem sie suggeriert, dass „es so sei“.

Im Unterschied zu der ausdifferenzierten und artikulierten Position Adornos, die in der alten Bundesrepublik den musikästhetischen und subjektphilosophischen Standard darstellte, profilierte sich in den USA keine ähnlich charismatische Philosophen-Persönlichkeit, die sich für einen Vergleich zwischen deutscher und amerikanischer Humanphilosophie Adorno gegenüberstellen ließe; die USA waren vielmehr durch einen Pool von in Deutschland in der Regel eher unbekannten Autoren geprägt, die (jeweils mit persönlicher Färbung) vor allem in den 1950er und 60er Jahren eine spezifisch amerikanische Philosophie zum Menschen vorantrieben – eine Philosophie, die, wie gesagt, gemeinhin unter dem Label ‚Personalism‘, „a philosophy predicated upon the irreducibility and primacy of personal categories“<sup>14</sup>, geführt wird.

Der Personalismus ist dabei keine genuine Erfindung der USA. Er wurzelt in der europäischen Philosophie der Person, die sich wiederum bis zur Stoa zurückverfolgen lässt<sup>15</sup>. Die europäische Version der Philosophie der Person und der Personalismus der USA unterscheiden sich dabei jedoch nicht nur hinsichtlich der Vielfalt und Heterogenität ihrer einzelnen Philosopheme, sondern auch hinsichtlich ihres Status. Der Personalismus fungiert in den USA nicht nur als philosophische Strömung; er ist Weltanschauung. Dafür spricht allein schon die Tatsache, dass er über die engeren philosophischen Kreise hinaus für die Theoriebildung der neuen sozialen Bewegungen in den 1950er und 60er Jahren, vor allem der „civil rights movement“ und der „students movement“, in den USA eine große Rolle spielte<sup>16</sup>. Das in der Aufklärungsphilosophie und im deutschen Idealismus verankerte emphatische Konzept des Subjekts fand demgegenüber in der Philosophie der USA in den 1960er Jahren kaum Beachtung. (In der 1967 publizierten *Encyclopedia of Philosophy* von Paul Edwards findet sich für ‚Subjekt‘ daher kein Eintrag, wohingegen die Lemmata ‚Personalism‘ und ‚Person‘ ausführlich erläutert werden<sup>17</sup>.)

Die Subjektphilosophie auf der einen Seite, wie sie Adorno – an Kant, Hegel und andere anknüpfend – favorisierte, und der Personalismus der USA auf der anderen Sei-

<sup>14</sup> Erazim Kohak, zit. nach Shaun Gallagher, *Personalism: A Brief Account*, in: On-Line Bibliographies 1998, <http://www2.canisius.edu/~gallaghr/pers.html>, die Quelle ist nicht genannt.

<sup>15</sup> Vgl. *Person*, hg. von Dieter Sturma, Paderborn 2001. Der personalistische Philosoph Shaun Gallagher dagegen klammert die Tradition der Philosophie der Person aus und postuliert auf dieser Grundlage, dass die Ursprünge des Personalismus im 18. Jahrhundert liegen (vgl. Gallagher, *Personalism* [wie Anm. 14]). Beim amerikanischen Dichter Walt Whitman (1819-1892) und beim Transzentalisten, Revolutionär und Aktivisten Amos Bronson Alcott (1799-1893) sowie auch beim Cambridge Philosophen John Grote erschien der Begriff ‚Personalismus‘ in den 1860ern sporadisch und fand dann Anfang des 20. Jahrhunderts beim französischen Neukantianer Charles Renouvier (*Le Personnelisme* 1903), beim deutschen Psychologen William Stern (*Person und Sache* 1906) sowie bei der amerikanischen Philosophin und Psychologin Mary Whiton Calkins (1907) und dem amerikanischen Philosophen Borden Parker Bowne (*Personalism* 1908) systematischere Verwendung (John H. Lively, Art.: *Personalism*, in: *Encyclopedia of Philosophy*, Bd. 6, hg. von Paul Edwards, New York 1967, S. 107, und Gallagher, *Personalism*, ebd.). Zentrale Weltanschauung wurde der Personalismus bei dem französischen Philosophen Emmanuel Mounier (vgl. dessen Werke *Révolution personneliste et communautaire*, Paris 1935, und *Manifeste au service du Personnelisme*, Paris 1936).

<sup>16</sup> Vgl. James J. Farrell, *The Spirit of the Sixties*, New York and London 1997.

<sup>17</sup> Wie Anm. 15.

te vertreten dabei nicht unbedingt diametral entgegengesetzte Programme, sondern formulieren eher Varianten ein und derselben Thematik, nämlich die philosophische Reflexion auf den Menschen und auf Kriterien für einen am vollständigsten verwirklichten Menschen. Sie teilen daher ein gewisses Set an Grundelementen miteinander. Beiden Konzepten, dem der Person und dem des Subjekts, sind Substantialität, Bewusstsein, Rationalität, Identität, Würde, Individualität, Handlungsmächtigkeit und Freiheit zu Eigen. Sowohl Subjektpphilosophie als auch Personalismus kennen philosophische Versionen, die das Subjekt beziehungsweise die Person über das konkrete Individuum hinaus entgrenzen, die es als Gott oder als ultimative Person denken lassen<sup>18</sup>. Aufgrund dieser Gemeinsamkeiten lassen sich die Begriffe ‚Subjekt‘ und ‚Person‘ sowie auch ‚Individuum‘ und ‚Ich‘ in der Philosophiegeschichte nicht eindeutig gegeneinander abgrenzen und wurden ohnehin immer auch dazu herangezogen, sich gegenseitig zu erläutern.

Subjektpphilosophie und Personalismus setzen aber unterschiedliche Akzente – und diese Akzente sind es, die das jeweils eigene Profil entstehen lassen. Obwohl beiden in der Regel die Vorstellung zugrunde liegt, dass der Mensch – das heißt das Subjekt oder die Person – eine stofflich-materielle empirische Entität darstellt, ist Substantialität als Charakteristikum des Menschen, des Menschen als physischem Leib, für den Personalismus zentraler als für die Subjektpphilosophie. Sie ist für den Personalismus eine un hintergehbarer Qualität des Menschen. Der Personalismus rekurriert daher, so John H. Lavelly<sup>19</sup>, auf Boethius' Diktum „*Persona est naturae rationabilis individua substantia*“<sup>20</sup> aus dem *Liber Contra Eutychen et Nestorium*. Daraus folgt, dass die Materialität,

<sup>18</sup> Vgl. für die Hegel-Rezeption Hermann Ulrici, *Über Prinzip und Methode der Hegelschen Philosophie* (1841), Nachdruck Hildesheim 1977, S. 103.

Der Personalismus ist zu einem wesentlichen Teil theologisch – und hier insbesondere katholisch – orientiert: Gott wird als ultimative Person begriffen (Lavelly, Art.: *Personalism* (wie Anm. 15), S. 108). Der Gedanke, dass Gott (und auch Engel) als Person zu denken ist, geht dabei auf die mittelalterliche Philosophie zurück (vgl. *Person* (wie Anm. 15), S. 18).

<sup>19</sup> Vgl. Lavelly, *Personalism* (wie Anm. 15), S. 107. Generell fällt der große Stellenwert auf, den der Substantialität im Personalismus zugewiesen wird, ein Stellenwert, der von Hermann Lotze (vgl. *Mikrokosmos*, 3. Teil, 4. Kapitel „Das Leben der Materie“: Seelische Phänomene werden mit dem Körper rückgekoppelt) maßgeblich beeinflusst, u. a. über Borden Parker Bowne, der bei Lotze studierte, in den USA beibehalten wurde – auch wenn die Wertschätzung der Substantialität, der Physis, des Leibes, wiederum aus nicht-physischen Dimensionen des Menschen abgeleitet wird. So erklärt Bowne z. B.: „Indeed, our estimate of the body itself depends largely upon its connection with the hidden life of the spirit. A human form as an object in space, apart from our experience of it as the instrument and expression of personal life, would have little beauty or attraction; and when it is described in anatomical terms there is nothing in it that we should desire. The secret of its beauty and value lies in the invisible realm“ (Borden Parker Bowne, *Personalism*, London 1908, S. 270f.). Vgl. ferner Borden Parker Bowne, *Personalism, Common Sense and Philosophy*, 1908, und Edgar Sheffield Brightman, *Personality and Religion*, 1934, sowie *Persons and Values*, 1952. Die Bedeutung der Substantialität als Determinante einer Person betont auch Andrew J. Reck 1960: „An adequate philosophy of personality presupposes substance [...] Persons, I submit, are substantial entities in this strict sense, and *qua* substantial entities they are ontologically more than their material bodies. They possess mentality“ (Reck 1960, S. 279).

<sup>20</sup> „Die Person ist die individuelle Substanz einer vernunftbegabten Natur“. Damit wird Person zum einen als vernunftbegabte Individualität von der spezifisch trinitätstheologischen Spekulation begriff-

die Körperhaftigkeit des Menschen und der Anspruch auf dessen Unverletzlichkeit und Integrität für den Personalismus eine größere Rolle spielt als für die Subjektphilosophie. Physische Gewalt gegen eine Person oder die Diskriminierung einer Person stellen daher nach personalistischer Auffassung ein Skandalon dar – und es ist kein Zufall, dass sich diese Auffassung gerade die „civil rights movement“, so wird später zu zeigen sein, zu Eigen machte. Für die Subjektphilosophie dagegen hat die Thematik der Substantialität, der Körperlichkeit und des Rechtes auf körperliche und psychische Unversehrtheit keine zentrale Bedeutung; sie stellt demgegenüber andere Qualitäten – Freiheit, Selbstbestimmung, Individualität, Vernunft – in den Vordergrund<sup>21</sup>.

Dem Fokus auf das Physische, der Substanzontologie, korrespondiert beim Personalismus ein verstärktes Interesse für die konkrete, leibhaftige, Leben vollziehende Person: Da Lebensvollzug sich im sozialen Kontext ereignet, begreift der Personalismus die menschliche Person als soziale und – indem Soziabilität auf Moral, auf einem Regelwerk des guten Verhaltens und Zusammenlebens gründet – moralisch-juristische Entität<sup>22</sup>. Eine Person besitzt moralische Dignität. Für den Subjektbegriff liegt demgegenüber der Akzent auf der prinzipiellen Handlungsfähigkeit, auf der Potenz zu handeln, wobei die ethische Bewertung der Handlungsmotivationen und -ergebnisse ausgeklammert oder zumindest nebensächlich bleibt. Diese Differenz in der Perspektive auf die Handlung – als Gegenstand soziomoralischer-juristischer Urteile (beim Personalismus) oder als Index von Handlungsmächtigkeit und Intentionalität (bei der Subjektphilosophie) – manifestiert sich bereits bei Kant<sup>23</sup>, indem er unter anderem in seiner *Metaphysik der Sitten* den jeweiligen Fokus auf verschiedene Dimensionen des Handelns dem Person- beziehungsweise dem Subjektbegriff zuordnet: „Person ist dasjenige Subjekt, dessen Handlungen einer [moralisch-juristischen] Zurechnung fähig sind“<sup>24</sup>. Kant bestimmt hier also das menschliche Subjekt, das heißt den Menschen, der eine Handlung verursacht und insofern ‚Subjekt seiner Handlung‘ ist, als eine ‚Person‘, wenn

lich emanzipiert zum anderen jedoch wird Person wie ein Ding im geschlossenen (Natur-)Kosmos der Substanzen gedacht (vgl. hierzu Johann Kreuzer, *Der Begriff der Person in der Philosophie des Mittelalters*, in: *Person* [wie Anm. 15], S. 59-77).

<sup>21</sup> Kant z. B. diskutiert die Kategorie der Substanz sowohl im Kontext von Person-, als auch von Subjektqualitäten, weist der Substantialität letztlich aber nur einen marginalen Stellenwert zu, weil für ihn der Schwerpunkt auf dem denkenden Ich liegt (Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft* [1787], Hamburg 1956, B418-422).

<sup>22</sup> Dieser Fokus auf die Person als moralisch-juristische Entität artikuliert sich z. B. in den Überlegungen von Andrew J. Reck. Gegen Charles W. Morris, William James und Alfred North Whitehead, die, neueste quantenphysikalische Erkenntnisse zu Kontinuität und Identität verarbeitend, die Identität einer Person nicht mehr in ihrer Substanz verankern und sie stattdessen in einen Strom oder Prozess auflösen, greift Reck altbekannte Grundsatzüberlegung auf: „Ontologically process or change presupposes the persistence of individual substances. [...] the proposition that substantial persons persist through change as subject and agent is postulated at every turn by society. Moral responsibility and accountability for deeds depend upon the substantial continuance of the agent-subject“ (*Substance and Person*, in: *The Personalist*, 1960, S. 280f.).

<sup>23</sup> Das Verständnis der Person als moralisch-juristische Entität, als res iuris, geht dabei auf das 13. Jahrhundert zurück (vgl. Theo Kobusch, *Die Entdeckung der Person*, Darmstadt 1997, S. 23).

<sup>24</sup> Berlin 1914 (Akademie-Ausgabe, Bd. 6), S. 223.

dieses Subjekt juristisch zurechnungsfähig ist; es wird – ganz dem heute noch üblichen juristischen Sprachgebrauch gemäß – zur Person im juristischen Sinn.

Anhand dieser soziomoralischen, juristischen Ausrichtung des Personalismus deutet sich bereits an, dass der Mensch als Person – trotz der darin implizierten monadologischen Grundanschauung (die Person ist endliche, begrenzte Substanz) –, nicht als isoliertes Einzelwesen konzipiert wird, sondern erst aus einem interpersonalen Gefüge emergiert. Auf diese Konstellation hat Paul E. Johnson, ehemaliger Student bei Edgar Sheffield Brightman und Albert Cornelius Knudson an der Boston University<sup>25</sup>, in seinem Artikel *The Trend Toward Dynamic Interpersonalism* hingewiesen: „No person is truly a person in himself alone, but only as he enters into mutual relationship with other persons“<sup>26</sup>. Eine Person zeichnet sich also durch Relationalität aus<sup>27</sup>; und personalism ist, so der Philosoph Shaun Gallagher, dementsprechend diejenige Philosophie, die auf diese Relationalität reflektiert: „Personalism can be defined as the attempt to place persons and *personal relationships* at the center of theory and practice, and to explore the significance of personal categories across a variety of disciplines and traditions, including philosophical, theological, political, humanistic, and scientific“<sup>28</sup>.

Freilich ist nicht nur der Person-, sondern auch der Subjektbegriff relationistisch; denn auch das Subjekt konstituiert sich erst durch sein Gegenüber. Das Gegenüber in der Subjektpolitik ist aber nicht eine andere Person, wie im Personalismus, sondern ein Objekt. Die Relationalität ist dementsprechend beim Person- und beim Subjektbegriff jeweils anders verfasst. Mit Ausnahme von Gott (als ultimativer Person<sup>29</sup>) denken die Personalisten die Person als eine menschliche Entität innerhalb einer Gruppe gleichverfasster und gleichgeordneter menschlicher Entitäten, nämlich anderer Personen. Das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt ist demgegenüber hierarchisch. Das Subjekt ist die aktive Instanz, die mit dem passiven Objekt verfährt; das Subjekt ist damit in Bezug auf das Objekt höherrangig. Der Personbegriff referiert (im Unterschied zu diesen in den Subjektbegriff eingeschriebenen Aktiv-Passiv-Verhältnissen) auf zwi-

<sup>25</sup> Zur Zeit der Publikation seines Artikels war Johnson Direktor des Indianapolis Pastoral Counseling (vgl. Paul E. Johnson, *The Trend toward Dynamic Interpersonalism*, in: *Religion in Life*, Winter 1966, S. 751).

<sup>26</sup> Ebd., S. 752.

<sup>27</sup> Auch dieser Gedanke ist kein originär personalistischer. Er findet sich bereits mit einem rechts- bzw. bewusstseinsphilosophischen Impetus bei Fichte formuliert: Eine Person ist als Individuum „auf andere Individuen bezogen“ (Johann Gottlieb Fichte, *Grundlage des Naturrechts* (1796), in: ders., *Werke 1794–1796*, hg. von Reinhard Lauth und Hans Jacob, Stuttgart-Bad Cannstatt 1966 [Gesamtausgabe, Bd. I/3], S. 8). „Es findet sich in Absicht dieses Begriffs, dass er notwendig werde dadurch, dass das vernünftige Wesen sich nicht als ein solches mit Selbstbewusstsein setzen kann, ohne sich als Individuum, als Eins, unter Mehrern vernünftigen Wesen zu setzen, welche es außer sich annimmt, so wie es sich selber annimmt [...] Der Begriff ist rechtlich sonach der Begriff von den notwendigen Verhältnissen freier Wesen zu einander“ (Fichte, *Wissenschaftslehre nova methodo*, in: ders., *Kollegnachschriften 1796–1804*, hg. von Reinhard Lauth u. a., Stuttgart-Bad Cannstatt 1978 [Gesamtausgabe, Bd. IV/2], S. 150).

<sup>28</sup> Gallagher, *Personalism: A Brief Account* (wie Anm. 14); Kursivierung, B. K.

<sup>29</sup> Vgl. Lavelly, Art.: *Personalism* (wie Anm. 15), S. 108.

schenmenschliche Relationalität, auf Zwiesprache, Ich-Du-Verhältnisse, gegenseitiges Verständnis und Kommunikation.

Ein dritter Unterschied zwischen dem Personalismus und der Subjektpflosophie – neben der Betonung der Substantialität der Person und gleichrangiger Soziabilität zwischen Personen gegenüber der Handlungsmächtigkeit und der prinzipiellen Überlegenheit des Subjektes – ist, dass der Personalismus generell moderat und realistisch-pragmatisch angelegt ist; er richtet sich daher gegen beide der extremen Pole, die sich innerhalb der Subjektpflosophie im 19. und 20. Jahrhundert ausgebildet haben: die Idee eines allgemeinen, überindividuellen Subjektes auf der einen Seite und dem Ideal eines Hypersubjektes, einer hypertrophen Form von Subjekt als Einzelperson, auf der anderen Seite.

Zweifellos kennt der Personalismus – allein schon aufgrund seines soziologischen, interpersonalen Akzentes – ebenfalls die Vorstellung, dass eine Person in einer größeren Gruppe und einer übergeordneten Zielsetzung aufgeht. Der französische Personalist und Kommunist Emmanuel Mounier (1905-1950), dessen Ideen unter anderem durch Peter Maurin<sup>30</sup> in der „catholic workers movement“ der USA Verbreitung fanden (und im Übrigen auch für die Entwicklung des Linkskatholizismus in Deutschland Initialcharakter hatten<sup>31</sup>), erklärte dementsprechend: „Il y a pourtant au coeur même de la liberté un besoin de se donner à plus que soi, d'assumer autre chose que soi, de collaborer“<sup>32</sup>. Nichtsdestotrotz bleibt im Vorstellungsrahmen des Personalismus die Person als individuelle Einheit immer erhalten. Der Einzelmensch soll keineswegs in einer übergeordneten Gruppe oder einer abstrakten Zielsetzung aufgehen, sich annullieren. Die Gruppe und deren Zielsetzung, an der die Person partizipiert, ist nie mehr als die simple Summe (ohne ein übersteigendes Surplus etwa) integraler Einzelwesen. Personen lösen sich in der Anschauung der Personalisten dementsprechend nicht in eine transzendentale Entität, ein überindividuelles Subjekt auf: weder in dasjenige der Natur noch in dasjenige des unendlichen Subjekts Schellings<sup>33</sup>. „The individual“, so bemerkt Joe Edward Barnhart, zu Beginn der 1960er Jahre Student des prominenten Personalisten Brightman<sup>34</sup>, 1969

<sup>30</sup> Peter Maurin emigrierte 1908 nach Kanada, suchte 1932 den Kontakt mit Dorothy Day – beide gelten als die Gründer des „catholic workers movement“ im selben Jahr – und verbreitete dort in Anknüpfung an Mounier den politisch ausgerichteten Personalismus (vgl. Farrell, *The Spirit of the Sixties* [wie Anm. 16], S. 12).

<sup>31</sup> Vgl. Walter Dirks, *Ein ‚anderer‘ Katholizismus?*, in: *Bilanz des deutschen Katholizismus*, hg. von Norbert Greinacher und Heinz Theo Risse, Mainz 1966, S. 304.

<sup>32</sup> Emmanuel Mounier, *Qu'est-ce que le personalisme?* (1947), in: ders., *1944-195*, Paris 1962 (Oeuvres, Tome III), S. 222; Kursivierung, B. K.

<sup>33</sup> Vgl. „Natur als Subjekt“ im Sinne von „Natur als Produktivität“ (Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Einleitung zu dem ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie* [1799], in: ders., *Werke*, Bd. 8, hg. Manfred Durner, Wilhelm G. Jacobs, unter Mitwirkung von Peter Kolb, Stuttgart 2004, S. 41). Zum „unendlichen Subjekt“ und zum „absoluten Subjekt“ siehe Schelling, *Zur Geschichte der neueren Philosophie* (1827), in: ders., *Schriften 1813-1830*, Darmstadt 1976 (Ausgewählte Werke, Abt. I/10), S. 381ff., und *Vom Ich als Prinzip der Philosophie* (1795), in: ders., *Werke*, Bd. 2, hg. von Hartmut Buchner und Jörg Jantzen, Stuttgart 1982, S. 136.

<sup>34</sup> Barnhart erwarb 1964 seinen Ph.D. im Philosophy Department der Boston University.

scharf, „is not some Hegelian *Weltgeist*“<sup>35</sup>. Nur so ist die philosophische Position George Holmes Howisons zu verstehen, wenn er sich, so umreißt ihn Lavelly, „against the submerging of the finite individual in the absolute“ wendet<sup>36</sup>.

Ähnliches gilt für das hypertrophe Subjekt: Die Abneigung gegen das Ideal einer hypertrophen Form von Subjekt als Einzelperson, die sich in der Figur des Genies verkörpert und die in Nietzsches die Subjektpphilosophie überbietendem Konzept des Übermenschen kulminiert<sup>37</sup>, bringt zwar kein Personalist explizit zum Ausdruck. Sie deutet sich aber in Formulierungen wie denjenigen von Mounier und Maurin an, wenn sie sich gegen den bürgerlichen Individualismus<sup>38</sup> beziehungsweise den „rugged individualism“<sup>39</sup> wenden.

#### IV. Personalistische Wertvorstellungen in der Kultur der USA in den 1960er Jahren

So wie in der Bundesrepublik der 1950er bis 1970er Jahre die kritische Theorie für Linksintellektuelle als maßstabsetzend galt, so müssen in den USA die Denkfiguren des Personalismus als ein Bündel der Kernkomponenten linksintellektueller Weltanschauung begriffen werden. Das linksintellektuelle Gedankengut der USA war geradezu von personalistischen Axiomen und Prämissen durchdrungen. Die Wege der transversalen, soziokulturelle Felder und Bereiche durchlaufenden Verbreitung waren dabei vielfältig. Der Personalismus war keine isolierte, bloß theoretisch relevante philosophische Strömung. Die soziomoralische Verankerung des Personalismus – „persons

<sup>35</sup> Brightman's *Philosophy of the Person*, in: *The Personalist*, 1969, S. 57.

<sup>36</sup> Lavelly, Art.: *Personalism* (wie Anm. 15), S. 108.

<sup>37</sup> Der Übermensch bleibt in *Also sprach Zarathustra* zwar letztlich unbestimmt – allgemeines wertendes, jedoch nicht positiv bestimmendes Merkmal ist eben „Höheres“, die „Überwindung des Menschen“ –, einige wenige konkrete, positive Merkmale lassen sich dennoch deduzieren: Der Übermensch macht sich von gängigen ethischen Prämissen und Moralvorstellungen unabhängig. Gerechtigkeit und Mitleid werden als Werte in Frage gestellt; Sünde und Wahnsinn werden begrüßt (*Also sprach Zarathustra* [1883-1885], hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin 1968 [Kritische Gesamtausgabe, Abt. 6, Bd. 1], S. 9f.). Freilich gibt es eine Passage, in der die Wertschätzung des Genies abgelehnt und das Genie (als Manifestation einer pervertierten, weil unausbalancierten Überbegabung auf einem Gebiet) in Frage gestellt wird (ebd., S. 174). Diese Leerstelle wird in der Konzeption von Nietzsches Werk durch die Person des Zarathustra ersetzt. Zarathustra ist der große Einsame, der Held, das Besonderheits- und Einzelsubjekt, das am Ende von *Also sprach Zarathustra* ohne Gefährten bleibt.

<sup>38</sup> „Le personnalisme n'est pas un surgoen de l'individualisme. La démarche maîtresse de la vie personnelle et la démarche initiale de l'individualisme sont, tout au contraire, inverses l'une de l'autre. L'individualisme saisit le moi comme une réalité isolée, dans une séparation originelle du monde et des autres moi. Ou bien il exalte cette séparation, et nous donne pour tâche précieuse de cultiver notre différence et notre autonomie, miracles fragiles sur l'océan des barbares; il postule alors l'incommunicabilité plus ou moins étanche des consciences et les dresse les unes devant les autres dans une attitude fondamentale de solitude ou de revendication“ (*Qu'est-ce que le personnalisme?* [wie Anm. 32], S. 208).

<sup>39</sup> Zitiert nach Mary C. Segers, *Equality and Anarchism*, in: *Review of Politics* 40, 1978, S. 207.

and personal relationships [are] at the center“<sup>40</sup> – prädestinierte ihn, das heißt insbesondere dessen moralphilosophische Komponenten, nachgerade dazu, als ideologische Basis für politische Programme und darin artikulierte Handlungsimperative zu fungieren. Das deutet sich an, wenn Ralph Tyler Flewelling, der Gründer und Herausgeber der Fachzeitschrift *The Personalist*, die Person (im personalistischen Sinn) bereits 1943 zur Essenz von Demokratie stilisiert: „To Personalism, personality is the supreme value. Society then should be so organized as to present every person the best possible opportunity for self-development, physically, mentally, and spiritually since the person is the supreme essence of *democracy* and hostile to totalitarianisms of every sort“<sup>41</sup>. Gegenüber solchen zweifellos weiterhin von der Praxis losgelösten Bestimmungen, durchdrangen sich praktische Philosophie und politische Praxis in der „catholic workers movement“, der „civil rights movement“ und der „students movement“ (1.-3.).

1. Handlungsimperative für die „catholic workers movement“ waren nicht nur christliche Prämissen der Nächstenliebe, sondern zu einem entscheidenden Anteil auch personalistisches Gedankengut, das sich hinsichtlich seiner interrelationalen, auf andere, auf Mitmenschen hin orientierten Dimensionen mit den christlichen, den Anderen als Mitmenschen ins Zentrum stellenden Wertvorstellungen perfekt verschmelzen ließ. Das zeigt sich nicht zuletzt in den programmatischen Versen, die Maurin – neben Dorothy Day eine der beiden treibenden Kräfte der personalistischen Profilierung der „catholic workers movement“<sup>42</sup> – im Organ der Bewegung, dem *Catholic Worker* publizierte. Dort heißt es: „The Catholic Worker believes/ in the gentle personalism/ of traditional Catholicism./ The Catholic Worker believes/ in the personal obligation/ of looking after/ the needs of our brother“<sup>43</sup>.

Die Transformation dieser christlich-personalistischen Prämissen in Praxis manifestierte sich in den 1930er Jahren in der Fürsorge für verarmte Mitbürger: in Armenküchen und Wärmestuben, den „Houses of Hospitality“<sup>44</sup>. Dieses zweifellos traditionelle Programm im Zeichen des Gebots christlicher Nächstenliebe wurde durch kommunistisch inspirierte Gedanken eines radikalen sozialen Wandels ergänzt, der jedoch dabei zugleich traditionelle Werte bewahren sollte.

2. In den 1950er Jahren gingen Leitlinien und Wertvorstellungen der personalistischen Philosophie – der Fokus auf die Person und die Wertschätzung der Person im personalistischen Sinn – unter anderen über Martin Luther King in die „civil rights movement“ ein<sup>45</sup>. Denn King, der als gläubiger Katholik mit der ‚Philosophie‘ der „catholic workers“

<sup>40</sup> Gallagher, *Personalism: A Brief Account* (wie Anm. 14).

<sup>41</sup> Gallagher, *Personalism: A Brief Account*, ebd., zitiert aus Flewelling, *Personalism* (1943); Kursivierung, B. K.

<sup>42</sup> Vgl. Farrell, *The Spirit of the Sixties* (wie Anm. 16), S. 23ff.

<sup>43</sup> Peter Maurin, zit. nach Mel Piehl, *Breaking Bread*, Philadelphia 1982, S. 63.

<sup>44</sup> Vgl. ebd., S. 60, und Farrell, *The Spirit of the Sixties* (wie Anm. 16), S. 32f.

<sup>45</sup> Vgl. Farrell, *The Spirit of the Sixties*, ebd., insbesondere S. 93f.

vertraut war, studierte als ph.d.-candidate von 1951-1953 bei Brightman und L. Harold DeWolf an der Boston University<sup>46</sup>, also an der Institution, an der Borden Parker Bowne zu Beginn des 20. Jahrhunderts die „Boston School of Personalism“ begründet hatte<sup>47</sup>. Viele von Kings ethischen Prämissen dürften hier konfirmiert, wenn nicht sogar geboren worden sein. So erklärt Clayborne Carson, der auf der Basis des Nachlasses von King eine ‚Autobiographie‘ über King in der ersten Person Singular verfasst hat:

It was mainly under these teachers [Brightman und DeWolf] that I studied Personalistic philosophy – the theory that the clue to the meaning of ultimate reality is found in personality. This personal idealism remains today my basic philosophical position. Personalism's insistence that only personality – finite and infinite – is ultimately real strengthened me in two convictions: it gave me metaphysical and philosophical grounding for the idea of a personal God, and it gave me a metaphysical basis for the dignity and worth of all human personality.

Vom personalistischen Axiom der Substantialität als einer der zentralen Charakteristika einer Person zum Anspruch auf deren unbedingte Anerkennung sowie physische und psychische Unversehrtheit (und der darin eingeschlossene Verzicht auf Gewaltgebrauch), wie sie die „civil rights movement“ einforderte, ist dabei nur ein kleiner Schritt. Und so fährt King alias Carson auch fort:

In 1954 I ended my formal training [an der Boston University] with divergent intellectual forces converging into a positive social philosophy. One of the main tenets of this philosophy was the conviction that non-violent resistance was one of the most potent weapons available to oppressed people in their quest for social justice<sup>48</sup>.

3. Auch wenn sich die kognitive Verortung der Studentenproteste aus einer Vielzahl von Quellen speiste<sup>49</sup> – Leitlinien und Handlungsimperative der „civil rights movement“, die kritische Theorie um Horkheimer, Herbert Marcuse und Adorno, psychoanalytische Theorien Erich Fromms und Wilhelm Reichs sowie die radikalen linkspolitischen Theorien G. Wright Mills –, so sind doch die personalistischen Maximen als einer der zentralen konzeptionellen Bausteine der Studentenbewegung so unverkennbar, dass James J. Farrell die Handlungsimperative der Studentenbewegung in Hinblick auf ihre personalistischen Komponenten als personale Politik (personal politics) bezeichnet hat<sup>50</sup>. Dafür symptomatisch ist das berühmte Diktum „The personal is political“<sup>51</sup>. Gerade im Vergleich zur deutschsprachigen Übernahme des Diktums – „das Private“, nicht das Persönliche, „ist das Politische“ – wird die eigentliche Bedeutungsreichweite deutlich.

Der Begriff des Privaten teilt zwar mit demjenigen des Persönlichen eine Reihe von Denotationen – beide Begriffe sind nahezu synonym –, letztlich unterscheiden sie sich

<sup>46</sup> Vgl. *The Autobiography of Martin Luther King*, hg. von Clayborn Carson, New York 1998, S. 31.

<sup>47</sup> Vgl. <www.bu.edu/religion/resources/history.html>.

<sup>48</sup> *The Autobiography of Martin Luther King* (wie Anm. 46), S. 31f.; vgl. auch John J. Ansbro, *Martin Luther King, Jr.: The Making of a Mind*, Maryknoll und New York 1982, insbesondere S. 77-86.

<sup>49</sup> Vgl. Farrell, *The Spirit of the Sixties* (wie Anm. 16), S. 137f.

<sup>50</sup> Ebd., S. 5f.

<sup>51</sup> Die historischen Ursprünge des Diktums sind nicht mehr rekonstruierbar.

aber, ähnlich wie die Subjektphilosophie und der Personalismus, hinsichtlich ihres jeweiligen Konnotationsfeldes. Das Private ist vom Öffentlichen und Offiziellen abgegrenzt und kann sich damit sowohl auf eine einzelne Person, ein Individuum, als auch auf eine Gruppe von Individuen, die Familie z. B., beziehen. Das Persönliche ist demgegenüber der Gegenbegriff zu einer Gruppe oder Organisation und meint insofern den Einzelnen, das Individuum. Das amerikanische Diktum warb dementsprechend nicht, wie die übersetzte Version im bundesrepublikanischen Umfeld, für eine dekonstruktivistische, geradezu antizipatorisch poststrukturalistische Perspektive, die zum einen das Private-Verdrängte, das Unter-den-Teppich-Gekehrte aufzudecken suchte und zum anderen dabei die jeweilige private Situation – sei es einer einzelnen Person oder einer kleinen sozialen Einheit wie der Familie –, also einen soziopolitischen Mikrokosmos, als symptomatisch für die gesamtgesellschaftliche Verfassung, den soziopolitischen Makrokosmos, begriff<sup>52</sup>. Solch eine Interpretation des Diktums lässt sich zwar auch in den USA nachweisen, sie trat hier jedoch erst später, in den 1970er Jahren, auf.

„The personal is political“ verwies demgegenüber in seiner ursprünglichen Bedeutung darauf, dass – entgegen den gängigen ökonomischen und soziopolitischen Leitlinien der Gesellschaft in den USA – die Verfassung und der Verlauf des eigenen, persönlichen Lebens, des Lebens des Einzelnen, nicht in dessen Hand, der eigenen Wahl lag, sondern das Produkt genereller politischer und sozialer Konstellationen war, in die der Einzelne eingezwängt, von denen er begrenzt, geformt, und definiert wurde<sup>53</sup>. Diese Aussage rekurrierte insofern auf einen personalistischen Ansatz, als sie eben den Einzelnen und seinen Rechtsanspruch auf physische und psychische Integrität, Lebensglück und Lebenserfüllung ins Blickfeld nahm – einen Anspruch, der durch rücksichtslose politische Entscheidungen gefährdet wurde<sup>54</sup>. (Der die amerikanische Gesellschaft an ihren Wurzeln, in der Familie, zerrüttende Vietnamkrieg ist hierfür zweifellos eines der prägnantesten Beispiele<sup>55</sup>.)

Die personalistische Ausrichtung lässt sich darüber hinaus auch deutlich im berühmten Port Huron Statement aus dem Jahre 1962 ablesen, dem Gründungsmanifest und der

<sup>52</sup> Umgekehrt konnte Gesellschaft (die Makrostruktur), so die Theorie, dadurch verändert werden, dass die Mikrostruktur (die Familie, das Privatleben) Reformen unterzogen wurde.

<sup>53</sup> Ähnlich hatte bereits die Catholic Worker-Ideologie darauf insistiert, dass der Mensch nicht auf eine immanente gesellschaftliche, politische oder historische Ordnung reduziert werden dürfe (vgl. Joseph Amato, *Mounier and Maritain*, University of Alabama 1975, S. 13).

<sup>54</sup> Dieser Anspruch darf dabei nicht mit europäischen Vorstellungen der Fürsorgepflicht des Staates verwechselt werden. Dass jeder für das Gelingen seines Lebens selbst verantwortlich ist, gilt auch für die Vertreter von „The personal is political“ weiterhin. Ihr Protest richtete sich dagegen, dass eben der selbstverantwortliche Einsatz für die Gestaltung des eigenen Lebens durch ‚äußere‘ politische Entscheidungen nicht mehr möglich war.

<sup>55</sup> Die Symptomatik der „posttraumatic stress disorder“ – generelle Schwierigkeiten in zwischenmenschlichen Beziehungen, innerfamiliäre Gewalt, Minderwertigkeitsgefühle, emotionale Labilität, Misstrauen – wurde in zahlreichen Publikationen analysiert (vgl. z. B. Richard A. Kulka u. a., *Trauma and the Vietnam War Generation: Report of Findings from the National Vietnam Veterans Readjustment Study*, New York 1990).

späteren Leitlinie der Neuen Linken in den USA<sup>56</sup>. Die Schlüsselbegriffe des Personalismus, „person“ und „personal“ (die im Rahmen eines populären Diskurses freilich zunehmend auch zu entleerten Worthülsen wurden), sowie die personalistischen Grundgedanken, dass es gälte, den Menschen als äußersten Wert<sup>57</sup> gegen Depersonalisierung zu schützen und dessen Entfaltung als soziales, gemeinschaftliches Wesen zu unterstützen, bestimmen deutlich den Tenor des Manifestes, wie Auszüge aus dem Statement zeigen:

We regard men as infinitely precious and possessed of unfulfilled capacities for reason, freedom, and love. In affirming these principles we are aware of countering perhaps the dominant conceptions of man in the twentieth century: that he is a thing to be manipulated, and that he is inherently incapable of directing his own affairs. We oppose the *depersonalization* that reduces human beings to the status of things – if anything, the brutalities of the twentieth century teach that means and ends are intimately related, that vague appeals to ‘posterity’ cannot justify the mutilations of the present. [...] *Personal links between man and man are needed*, especially to go beyond the partial and fragmentary bonds of function that bind men only as worker to worker, employer to employee, teacher to student, American to Russian. [...] In a participatory democracy, the political life would be based in several root principles:

- that decision-making of basic social consequence be carried on by public groupings;
- that politics be seen positively, as the art of *collectively* creating an acceptable pattern of social relations;
- that politics has the function of bringing people out of isolation and into community, thus being a necessary, though not sufficient, means of finding meaning in *personal life*;
- that the political order should serve to clarify problems in a way instrumental to their solution; it should provide outlets for the expression of *personal grievance and aspiration*; opposing views should be organized so as to illuminate choices and facilities the attainment of goals; channels should be commonly available to related men to knowledge and to power so that private problems – from bad recreation facilities to personal alienation – are formulated as general issues<sup>58</sup>.

Neben diesen politischen Richtungen, den sozialen und Protestbewegungen, diffundierte der Personalismus in das Feld der Psychologie und Psychoanalyse. In der Individualpsychologie, das heißt der Psychoanalyse, fanden die Personalisten ihre Wertvorstellungen, nämlich die Notwendigkeit, den Menschen als in sich wertvolle Person zu fokussieren<sup>59</sup>, bestätigt – zumal die Individualpsychologie im Gegensatz zu sozialpsychologischen Ansätzen ähnlich wie der Personalismus das Individuum in seinem Verhältnis zur Umwelt ins Zentrum der wissenschaftlichen Auseinandersetzung stellte<sup>60</sup>.

Darüber hinaus entwickelte insbesondere der Psychologe Abraham H. Maslow eine psychoanalytische Theorie, die mit personalistischen Grundanschauungen korrespondierte, indem er postulierte, dass als Alternative zum Behaviorismus, zur „deficiency-psychology“ und zum „orthodox Freudianism“ eine „humanistic“ oder „personal psy-

<sup>56</sup> Vgl. Terry Anderson, *The Movement and the Sixties*, New York und Oxford 1995, S. 65.

<sup>57</sup> Die Person ist „the ontological ultimate“ (Lavely, Art. *Personalism* [wie Anm. 15], S. 107).

<sup>58</sup> *Port Huron Statement of the Students for a Democratic Society*, gehalten auf dem „national convention meeting“ in Port Huron, Michigan, 11.-15. Juni 1962; Kursivierungen, B. K.

<sup>59</sup> Kant nannte Personen „Zwecke in sich selbst“. (Vernünftige Wesen werden Personen genannt, „weil ihre Natur sie schon als Zwecke an sich selbst, d. i. als etwas, das nicht nur als Mittel gebraucht werden darf, auszeichnet“ [*Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, wie Anm. 24, S. 428]).

<sup>60</sup> Vgl. Theodore Roszak, *The Making of a Counter Culture*, London 1968, S. 206.

chology“, die psychische Gesundheit der Person sowohl an privaten als auch – hier doch wieder Sigmund Freud sehr nahe – am sozialen Wohlbefinden zu messen sei: „It helps to generate a way of life, not only for the person himself within his own private psyche, but also for the same person as a social being, a member of society“<sup>61</sup>.

Eine der Voraussetzungen für die Diffusion des personalistischen Gedankenguts war dabei, dass die Kerngedanken und Denkfiguren des Personalismus bereits in der westlich-abendländischen Philosophiegeschichte, bis in die Antike zurückgehend, in diversen philosophischen Zusammenhängen geformt und tradiert worden waren. Denkfiguren, Konzepte der Person oder den Personbegriff betreffend, waren damit, unabhängig von den personalistischen Verfechtern, allseits präsent und konnten in die genannten soziopolitischen und szientifischen Bereiche (soziale Bewegungen und Psychoanalyse) Eingang finden. So reflektierten z. B. Existenz- und analytische Philosophen, wie Sartre oder Strawson<sup>62</sup>, explizit über Personen sowie über Fragen, die mit dem Personbegriff verkoppelt sind<sup>63</sup>. (*The Personalist*, das neben dem *Personalist Forum* zentrale Organ für personalistische Philosophie, ist dafür symptomatisch. Er enthält in den 1960er Jahren unter anderem Beiträge über das Verhältnis des Personalismus zum Existentialismus von Sterling M. McMurrin (*Existentialism, Personalism, and Professor Flewelling*, 1959), Arthur Lessing (*Hegel and Existentialism: On Unhappiness*, 1965) und C. R. Bukala (*Existential Structure of Person*, 1968).

Dieser transkulturelle und -nationale Austausch auf dem Gebiet der Philosophie hielt darüber hinaus die personalistischen Denkfiguren auch dann noch gegenwärtig, als der Personalismus als aktive philosophische Strömung bereits an ihr Ende gelangt war. Denn die wichtigsten Vertreter des Personalismus in den USA, Howison (1834-1916), der Gründer der *Boston School of Personalism* Bowne (1847-1910), Brightman (1884-1953), Flewelling (1871-1960), der Gründer der Fachzeitschrift *The Personalist*, und Peter Anthony Bertocci (1910-1989), ebenfalls Professor an der Boston University, schrieben in der zweiten Hälfte des 19. und ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und waren bis auf Flewelling und Bertocci in den 1960er Jahren bereits verstorben, so dass der Personalismus in den 1960er Jahren längst seinen Höhepunkt überschritten und sein innovatives Potential eingebüßt hatte. Die Grundzüge des Personenkonzeptes blieben aber weiterhin lebendig und gewannen per Diffusion sogar an Reichweite und Relevanz.

<sup>61</sup> *Toward a Psychology of Being*, Princeton u. a. 1968, S. iii; vgl. auch S. vii und 216.

<sup>62</sup> Siehe Sartres *Das Sein und das Nichts* (1943) und Strawsons *Individuals* (1959), die ebenfalls mit dem Personalismus korrespondieren (vgl. zu Strawson: Georg Mohr, *Vom Ich zur Person. Die Identität des Subjekts bei Peter F. Strawson*, in: *Die Frage nach dem Subjekt*, hg. von Manfred Frank u. a., Frankfurt a. M. 1988, S. 29-84).

<sup>63</sup> Der Personbegriff spielt explizit in der europäischen Existenzphilosophie zwar nur eine untergeordnete Rolle; er ist jedoch insofern allseits präsent, als das „existere“, das Dasein des Menschen als Individuum, im Zentrum der Existenzphilosophie steht (vgl. auch Annemarie Pieper, *‘Person’ in der Existenzphilosophie*, in: *Person* (wie Anm. 15), S. 143).

## V. Personalismus und *Drumming*

Vor dem Hintergrund der dargestellten nationalen und kulturellen Differenzen hinsichtlich der Konzepte des Menschen – der personalistisch orientierten, vor allem von Links-intellektuellen vertretenen Weltanschauung in den USA auf der einen und der von Adorno als Grundlage ästhetischer Werturteile etablierten Subjektpflosophie in der damaligen Bundesrepublik auf der anderen Seite – wird nachvollziehbar, dass selbst, wenn Gottwald aus der subjektpflosophischen Perspektive gute Gründe hatte, Reichs Minimal Music zu kritisieren, Reich aus der personalistischen Perspektive genauso gute Gründe hatte, Gottwalds reflektierende Auseinandersetzung mit *Drumming* als eine völlig abwegige und damit ungerechtfertigte Kritik zu bekämpfen. Wie sehr *Drumming* von einem personalistischen Konzept geprägt ist und wie sehr sich die Komposition dadurch der Applizierung subjektpflosophischer Wertvorstellungen widersetzt, wird im Folgenden gezeigt werden (1.-3.). Im Unterschied zur klassisch-romantischen Musik und ihrer als subjektive Innerlichkeit begriffenen Ausdruckshaftigkeit<sup>64</sup>, die eine mit der Subjektpflosophie kohärente emphatische Idee des Menschen artikuliert, nimmt *Drumming*, wie Minimal Music generell, auf Bestimmungsmerkmale des Menschen Bezug, die dem Personalismus zugeordnet sind: die physische Substantialität des Menschen, seine Leiblichkeit, seine Interpersonalität, das heißt seine Orientierung hin auf Gemeinschaftlichkeit und ein gleichwertiges Gegenüber sowie seine Verpflichtungen gegenüber dieser Gemeinschaft und das daraus hervorgehende *commitment* für den Job.

1. *Einbindung in die Gemeinschaft und Interpersonalität (als Merkmal des Personalismus) versus individuelle Selbstverwirklichung (als Merkmal der Subjektpflosophie):* Wenn die Realisierung von *Drumming* gelingen soll, muss der Musiker seine individuellen, subjektiven Interessen zeitweilig hintanstellen und sich ganz auf ein gemeinschaftliches Ziel, auf seine Rolle im Bezugssystem zu anderen Mitgliedern des Ensembles, der musikalischen „community“, einlassen. Dieses Zurückstellen der eigenen Ansprüche ist dabei selbstverständlich kein Spezifikum der Minimal Music, sondern gilt für Ensemblemusik generell. In der Minimal Music manifestiert es sich aber besonders deutlich, indem ausdrucksästhetische Dimensionen, die Fiktion eines Subjektes, das sich durch die Interpretation der Musiker hindurch vermittelt, gezielt vermieden werden. (Die Fiktion eines Subjektes, wie sie das klassisch-romantische Orchester herstellt, indem das Spiel jedes einzelnen Musikers einer interpretatorischen und expressiven Idee unterstellt wird, darf allein schon deshalb nicht zugelassen werden, weil ein solches Subjekt ein überindividuelles wäre – dasjenige eben, was aus dem Zusammenspiel der Musiker emergiert – und damit einen Subjektypus repräsentiert, von dem die Personalisten Howison und Barnhart ihr Personkonzept, wie dargelegt, explizit abgrenzen.) Dementsprechend schreibt Reich 1971: „A performance for us is a situation where

<sup>64</sup> Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über Ästhetik III* (1835-38), Frankfurt a. M. 1970, S. 149.

all the musicians, including myself, attempt to set aside our *individual thoughts and feelings* of the moment, and try to focus our minds and bodies clearly on the realization of one continuous musical process“<sup>65</sup>. Die Partitur von *Drumming* gibt dementsprechend keine Artikulationsanweisungen und nur ganz globale dynamische Vorschriften (wie kontinuierliches Forte etwa für die Repetition eines Moduls, wie Modul Nr. 9 oder Nr. 12)<sup>66</sup>. Die notationale Offenheit, die der Minimal Music wie jeder anderen ‚schriftlichen Musik‘ zu Eigen ist<sup>67</sup> und die vom Spieler detaillierte Kenntnisse der stilistisch konsolidierten aufführungspraktischen Konventionen abverlangt, ist gleichermaßen auf ein Minimum reduziert. Die Musiker spielen ausschließlich, was in den Noten steht. Die subjektive Ausfüllung der notationalen Leerstellen ist in Reichs Kompositionen nur dann vorgesehen, wenn einzelne Spieler die Aufgabe haben – „slightly“<sup>68</sup> – das Tempo zu erhöhen, um den Effekt der Phasenverschiebung zu erzielen. Die „resulting patterns“, die die Musiker in *Drumming* selbstständig hinzufügen sollen, sind demgegenüber keine autonomen, subjektivistischen Erfindungen, sondern eben nur akustisch-phänomenologische, psycho-akustische Resultate, die der Musiker dadurch, dass er sie in klanglich realisierte Spielfiguren transformiert, objektiviert. „Drummers three and four sing and/or play patterns they hear clearly emerging from the combination of the first two drummers. Two of these resulting patterns are written out above [...] but others can be added and substituted in the blank bars [of the score]“<sup>69</sup>.

Die Absage an Individualität und die Einbindung des Musikers in das musikalische Gesamtziel, die Reichs Minimal Music verlangt, meint dabei aber weder ein Aufgehen, ein Sich-Verlieren in der Totalität und Masse – eine „Ich-Schwächung“, wie sie für totalitäre Regime fundamental ist<sup>70</sup> –, genauso wenig meint es den Zerfall von Subjekt und Individuum, wie ihn Adorno bei der seriellen Musik beschrieb<sup>71</sup>, noch eine im „lückenlos-funktionierenden Apparat“ erzwungene Entmenschlichung, wie sie Gott-

<sup>65</sup> From Program Notes, in: Steve Reich, *Writings about Music*, Halifax and New York 1974, S. 44; Kursivierung, B. K.

<sup>66</sup> Es gibt keine Crescendi oder Decrescendi mit Ausnahme von stereotypen Überleitungsdecrescendi, die das ‚Ausblenden‘, das kontinuierliche Verschwinden eines Moduls erleichtern sollen (siehe Modul Nr. 47, 49, 56, 68, 70, 72, 81, 88, 90), oder der Ausgleichscrescendi für drei Instrumente, die das Ausblenden von drei anderen Instrumenten hinsichtlich der Gesamtlautstärke des Ensembles ausbalancieren sollen (siehe Modul Nr. 47 und 68).

<sup>67</sup> Vgl. Nelson Goodman, *Languages of Art*, Indianapolis und Cambridge 1976.

<sup>68</sup> Steve Reich, *Drumming* (Partitur), London 1971 (unveröffentlichtes Leihmaterial), unpag. [S. 3].

<sup>69</sup> Ebd., [S. 4]. – Freilich spielt dabei die Persönlichkeit des jeweiligen Musikers, dessen Art und Weise der Diskriminierung von Patterns eine Rolle: „The question often arises as to what contribution the performers make to the music. The answer is that they select the resulting patterns in all compositions that have resulting patterns, and that certain details of the music are worked out by members of the ensemble during rehearsals. [...] During the summer of 1973 in Seattle I worked with different singers in the marimba section of *Drumming* who heard and sang very different resulting patterns than the singers in New York. [...] The details of the music changed when the performers changed“ (*Notes on the Ensemble*, in: Reich, *Writings about Music* [wie Anm. 65], S. 46).

<sup>70</sup> Vgl. dazu u. a. Francisco Budi Hardiman, *Die Herrschaft der Gleichen*, Frankfurt a. M. 2001, S. 31f.

wald mit der für das Gelingen von *Drumming* unverzichtbaren Anpassung an das Ziel des Ensembles assoziiert. Aus personalistischer Perspektive braucht der Mensch kein individuelles, autonomes, handlungsmächtiges Gebaren zu demonstrieren, um sich als Mensch im emphatischen Sinn, das heißt als ‚Person‘ zu realisieren. Der Mensch des Personalismus ist Teilhaber an einer „mutual relationship“, einem interpersonellen Verhältnis<sup>72</sup>. Diesen interpersonalen Bezug, die Hinwendung zum Gegenüber, zum Anderen fordert *Drumming* nun ein, indem jeder einzelne Musiker, wie der Komponist John McGuire deutlich gemacht hat, als Interpret ungewöhnlich genau seinen Mitspielern zuhören muss<sup>73</sup>, das heißt sich ihnen in einem sozialen Sinn ‚zuwenden‘ muss, um die nötige Präzision für den Effekt der Phasenverschiebung, die „engmaschige Ensemblearbeit“, wie Reich es nennt<sup>74</sup>, zu erreichen. Insofern steuert Minimal Music in ihrem Feld, im Bereich der Musik, quasi nebenbei jenen Persönlichkeitszügen, nämlich Rücksichtslosigkeit und Selbstbezogenheit, entgegen, die in der von radikal-kapitalistischen Prinzipien geleiteten Gesellschaft der USA befördert wurden (und werden) – und denen die Personalisten ihr auf Gemeinschaft ausgerichtetes Persönlichkeitsideal entgegengesetzten (vgl. die oben genannte Kritik am Kapitalismus von Mounier und Mau-rin)<sup>75</sup>.

Für das interpersonale, das heißt personalistische Musizieren ist dabei wichtig, dass die Interaktion, die Relationalität der Musiker in *Drumming* im Unterschied zur subjektphilosophischen Konzeption von Relationalität keine hierarchische, keine zwischen Subjekt und Objekt ist. Bei *Drumming* gibt es dementsprechend keine Hierarchien. Jeder der neun Spieler ist gleichberechtigt und spielt daher mehr oder weniger das gleiche wie seine Kollegen: eben jene achsensymmetrische, aus acht Achteln und vier eingeschobenen Achtelpausen bestehende rhythmische Grundfigur, die das Stück hindurch in allen Variationen (mit Tonauslassungen und -auffüllungen) gespielt wird. Hierin unterscheidet sich Minimal Music prinzipiell von traditioneller großformatiger Ensemblemusik, wie derjenigen des Orchesters, in der sich ein ausdifferenziertes, die Statushöhe und den Aufgabenbereich determinierendes soziofunktionales System – vom letzten bis zum ersten Pult der ersten und zweiten Violinen, von den Solisten zu den ‚Tutti-Schweinen‘, wie es im Orchesterjargon heißt – manifestiert.

<sup>71</sup> Theodor W. Adorno, *Das Altern der Neuen Musik*, in: ders., *Dissonanzen*, Göttingen 1982, S. 157.

<sup>72</sup> Vgl. die oben bereits angeführten Textstellen von Johnson und Gallagher: „No person is truly a person in himself alone, but only as he enters into mutual relationship with other persons“ (Johnson, *The Trend toward Dynamic Interpersonalism* [wie Anm. 25], S. 752) und „Personalism can be defined as the attempt to place persons and personal relationships at the center of theory and practice“ (Gallagher, *Personalism: A Brief Account* [wie Anm. 14]; Kursivierung, B. K.).

<sup>73</sup> Steve Reich: *Drumming*, in: *Neuland*, 1981, S. 142.

<sup>74</sup> Steve Reich, *Steve Reich schreibt an Clytus Gottwald*, in: *Melos* 1975, S. 199.

<sup>75</sup> Gleichermassen verabschiedet dürfte dementsprechend auch das Genie, das singuläre, genialische Subjekt sein, das aufgrund seiner Individualität und herausragenden Genialität kaum noch Bezugspunkte zu seiner Umwelt und seinen Mitmenschen findet und daher von Vereinzelung und Einsamkeit bedroht ist – auch wenn es aus der subjektphilosophischen Perspektive die eigentliche Spitze des Menschlichen erreicht haben mag.

**2. Ablehnung entfremdeter Arbeit (Subjektphilosophie) versus Erfüllung im ‚Job‘ (Personalismus):** Gleichermassen ist die Ausführung einer vorgegebenen Arbeit, wie sie Notenmaterial in der Regel erfordert, aus personalistischer Perspektive keineswegs gleichbedeutend mit einzwängender, dehumanisierender Fließbandarbeit. Im Unterschied zu einer subjektphilosophischen Auffassung, nach der sich der Mensch erst durch seine Handlungs-, das heißt Entscheidungsmächtigkeit und Autonomie konstituiert, realisiert sich der Mensch nach personalistischer Auffassung, wie gesagt, im gesellschaftlich-interrelationalen Gefüge. Diese Vorstellung artikuliert sich unter anderem im Rekurs der Personalisten auf die Etymologie des Wortes ‚Person‘. Aus dem Bedeutungsspektrum des lateinischen ‚persona‘ heben sie unter anderem die Bedeutungsfacetten der ‚dramatischen Rolle‘ als Bestimmungskomponente des personalistischen Personbegriffs hervor und stellen ihn – ganz den soziologischen Rollentheorien gemäß<sup>76</sup> – in einen sozialen Kontext<sup>77</sup>. Der Rollenbegriff transportiert in diesem Kontext dementsprechend nicht Konnotationen von ‚Verstellung‘ und ‚Illusion‘ (wie in Bezug auf dramatische Rollen), sondern referiert auf ein Set an geforderten Verhaltens- und Handlungsweisen, wie die Übernahme einer Funktion (etwa der Mutter- oder Vaterrolle), Verhaltensweisen also, die – und hier schließt die rollentheoretische Facette des Personbegriffs an die moral-juristische an – zugleich mit rechtlich fixierten Pflichten und Verantwortungen (etwa der Verantwortung für das Kind) belegt sind.

Ein anderer Typus solch einer sozialen Rolle ist der Beruf, der Job. Eine solche Anschauung artikuliert beispielsweise Brighman in *A Philosophy of Religion* (1940) unter der Überschrift „Table of Values“. Als eine der Unterkategorien „Purely Instrumental Values“ erklärt er: „Just as play is joyful, so work should be. The mere fact of being employed is itself a satisfaction. The production of instrumental values is itself an intrinsic value, or would be in a reasonably just economic order“<sup>78</sup>. In Korrespondenz mit der personalistischen Wertschätzung der Aufgabe, des Jobs, der gewissenhaften Erfüllung der Profession, hebt Reich in seiner Replik an Gottwald von 1975 auf den Unterschied zwischen „job“ und Zwangarbeit ab: „Was besonders die deutschen Kritiker nicht zu verstehen scheinen, ist der Unterschied zwischen Leuten, die durch wirtschaftliche oder politische Zwänge etwas arbeiten müssen, was ihnen zuwider ist, und dem Musiker, der im großen und ganzen Musik macht, die er liebt“<sup>79</sup>. Und in dem Interview von 1985 erklärt Reich rückblickend:

Sie [die deutschen Kritiker] verstanden nicht den Unterschied zwischen einem Musiker, der vollständig in eine Sache involviert ist [der also in seinem aktuellen Job aufgeht], und jemandem, der zur Musik

<sup>76</sup> Vgl. u. a. Talcott Parsons‘ Ausführungen zur sozialen Rolle in: ders., *The Social System* (1951).

<sup>77</sup> Vgl. Lively, Art. *Personalism* (wie Anm. 15), S. 107.

<sup>78</sup> *A Philosophy of Religion*, New York 1969, S. 96.

<sup>79</sup> Steve Reich schreibt an Clytus Gottwald (wie Anm. 74), S. 199-200. Ähnlich erklärt Reich: „If you know and work with musicians you will see that what gives them joy is playing music they love, or at least find musically interesting, and whether that music is improvised or completely worked out is really not the main issue“ (*Notes on the Ensemble*, in: Reich, *Writings about Music* [wie Anm. 65], S. 47).

marschiert. [...] Wenn man für einen Musiker Noten aufs Papier schreibt, heißt das nicht, dass man ihm Vorschriften machen will, sondern man tut seinen Job. Wir haben eine Musikgeschichte, und ein zentrales Faktum ist, dass die Musiker im Westen in der Lage sind, Noten zu lesen. Und *sie wollen das auch tun*, sie üben es – ihr Interesse ist es, ihre *Fähigkeiten in einem guten Job* zur Geltung bringen zu können<sup>80</sup>.

Die Intensität, mit der Reich hervorhebt, dass Minimal Music zwanglos ausgeführt wird, macht deutlich, wie sehr der amerikanische Komponist in der Mitte der 1970er Jahre gegen die in der damaligen Bundesrepublik bei linksintellektuellen Musikern vorherrschende Auffassung anarbeiten musste, zwischen Arbeit und Zwang bestünde ein Beziehungsgefüge – ein Beziehungsgefüge, das bundesrepublikanische Musiker und Musikschriftsteller in den autoritären, restriktiven Rahmenbedingungen des Musikbetriebes bestätigt fanden<sup>81</sup> und das nicht nur durch die Kritische Theorie angeregt worden sein dürfte, sondern entscheidend auf die im Zuge der Protestbewegungen der 1960er Jahre verfolgte Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit, auf das Wissen um die Zwangarbeit in Arbeits- und Konzentrationslagern während des Dritten Reiches zurückging. Vor diesem Hintergrund war für bundesrepublikanische linksintellektuelle Musiker die – für die Gesellschaft der USA generell – selbstverständliche Hingabe, das „commitment“ für den Job unverständlich.

Es ist demgegenüber bezeichnend, dass Reich beim Musizieren weniger dessen Kunstrakter als vor allem die Funktion des Musizierens als Job hervorhebt und damit eben auf ein puritanisch-personalistisches, ein letztlich mit protestantischer Ethik korrespondierendes Arbeitsethos rekurriert<sup>82</sup>. (Max Weber dürfte seine These vom protestantischen Arbeitsethos als Grundlage der Entstehung des Kapitalismus nicht nur vor dem Hintergrund seines calvinistischen Elternhauses, sondern auch auf der Grundlage seiner Erfahrungen in den USA entwickelt haben<sup>83</sup>.) Zentral ist an diesem Ethos, dass der Job nicht allein zum Erwerb des Lebensunterhaltes dient, sondern Lebenssinn und -erfüllung ist – und insofern auch mit Freude verbunden ist. Reich macht dementsprechend auch deutlich, dass der engagierte, investive und ausdauernde Einsatz für ein gemeinsames Ziel aus Perspektive der USA keine dehumanisierende Versklavung darstellt, sondern im Gegenteil in dem befriedigenden ästhetischen Resultat am Ende seine Belohnung finden könnte, wie Reich unter anderem in *Notes on the Ensemble* von 1973 betonte: „*Drumming*, which lasts about an hour and twenty minutes took almost a year of weekly rehearsals. This amount of rehearsing allows for many small composition

<sup>80</sup> Thomas Mießgang and Christoph Winder talking with Steve Reich (wie Anm. 1), S. 149; Kursivierung, B. K.

<sup>81</sup> Es wird wortwörtlich von „Drill“ gesprochen: „Drill und gesellschaftlich sanktionsierter Zwang zur unablässigen Reproduktion der musikalischen Werte, die da, wo sie funktionslos zu werden drohen und wo das allgemeine Interesse sich von ihnen abwendet, ihre reaktionäre ideologische Basis nur umso deutlicher exponieren, reichen unmittelbar“, so Konrad Boehmer, „bis in die Praxis der Musikhochschule hinein“ (*Musikhochschule und Gesellschaft* [in einer Zusammenfassung der Redaktion], in: *Sozialistische Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft*, Heft 4, 1970, S. 71).

<sup>82</sup> Der angloamerikanische Puritanismus hat seine Wurzeln u. a. im protestantischen Calvinismus.

<sup>83</sup> Weber hielt 1904 Gastvorlesungen in den USA (Martin Lähnemann, <[maubu.de/soz\\_1/f09.htm](http://maubu.de/soz_1/f09.htm)>).

changes while the work is in progress and at the same time builds a kind of ensemble solidity that makes playing together a joy“<sup>84</sup>. „As a performer“, so Reich 1974 in einer Programmheftnotiz, „what I want is to be told exactly what to do within a musical ensemble, and to find that by doing it well I help make beautiful music. [...] The *pleasure* I get from playing is not the pleasure of expressing myself, but of *subjugating* myself to the music and experiencing the *ecstasy* that comes from being a part of it“<sup>85</sup>.

3. *Repetitivität. Monotonie (Subjektpolitik) versus Leiblichkeit (Personalismus)*: Ebenso wenig, wie die Erfüllung des jeweiligen Parts, des Jobs, für den Musiker in der Minimal Music als Zwang intendiert ist, verweist das Tätigkeitsmerkmal ‚Repetitivität‘ – die Repetitivität kurzer und gleichförmiger Tätigkeitssequenzen – auf die „Monotonie“ dehumanisierter Fließbandarbeit, wie Gottwald in seiner Kritik behauptete<sup>86</sup>. Dass ausgerechnet Gottwald diese Assoziation herstellte, Reich als Komponist demgegenüber keinerlei Zusammenhänge zwischen Repetitivität und Fließband sah, ist dabei wenig erstaunlich. Es waren nämlich insbesondere die Vertreter der Subjektpolitik, deutsche Immigranten im Umkreis des Instituts für Sozialforschung – weniger diejenigen des Personalismus, Amerikaner –, die in der Epoche der Durchsetzung des Fließbandes in den USA (ab Mitte der 1940er Jahre) den Mechanismus der *assembly line*, die Maschinisierung als eine eminente Bedrohung für das Subjekt empfanden und zum Ausgangspunkt für die Entwicklung drastischer Schreckensvisionen der Automatisierung nahmen<sup>87</sup>.

Repetitivität konzipiert Reich dementsprechend in seiner Minimal Music nicht, wie in der europäisch-romantischen Tradition üblich, als Merkmal des Mechanischen, der leblosen Maschine, der „Höllenmaschine“<sup>88</sup> – der typische Bewegungsmodus der Maschine ist eben die repetitive Rotation<sup>89</sup> –, sondern als ein Merkmal des Kreatürlichen, der physischen Körperlichkeit der Person, das heißt des leiblichen Menschen mit seinen natürlich-biologischen Bedürfnissen: Repetitivität bedient nämlich, Reichs Anschauung gemäß, die physisch-psychischen, leiblichen Grundbedürfnisse des Menschen nach

<sup>84</sup> *Notes on the Ensemble*, in: Reich, *Writings about Music* (wie Anm. 65), S. 48.

<sup>85</sup> Programmheftnotiz zu einem Konzert im John F. Kennedy Center for the Performing Arts, Washington D.C., Mai 1974, vgl. *From Program Notes*, in: Reich, *Writings about Music* (wie Anm. 65), S. 44; Kursivierungen, B. K.

<sup>86</sup> *Signale zur Exotik und Industrie* (wie Anm. 2), S. 4.

<sup>87</sup> Nach ihrer Einführung ab Mitte der 1940er Jahre wurde die Fließbandarbeit in den USA unter dem Stichwort „Automation“ bezeichnenderweise insbesondere von einem ehemals deutschen Wissenschaftler, Friedrich Pollock, einem der Mitbegründer des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt 1923, evaluiert. Auf dieser Grundlage warnt Adorno später vor den mechanistischen Kompositionsmethoden, der „Bastelei“ des Serialismus: „Der Begriff des Fortschritts verliert sein Recht, wo Komponieren zur Bastelei, wo das Subjekt, dessen Freiheit die Bedingung avancierter Kunst ist, ausgetrieben wird“ (*Das Alter der Neuen Musik* [wie Anm. 71], S. 154).

<sup>88</sup> Ebd., S. 155.

<sup>89</sup> Diese Funktionsweise geht auf die Maschinenmetapher als technische Leitvorstellung zurück (vgl. Wolfgang Schmidt-Biggemann, Art. *Maschine*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Basel 1980, Bd. 5, Sp. 791).

rhythmischer Periodizität, „the human desire for regular rhythmic movement, usually done to music“, wie es in Reichs eigenen Worten lautet<sup>90</sup>. Diese Konzeption – Repetitivität als Merkmal des Anthropomorphen – findet ihren Ausdruck unter anderem auch darin, dass Reich „slight irregularities in performance, harmonics, difference tones, etc.“<sup>91</sup> ausdrücklich als integrale Komponenten der Komposition einkalkuliert und ästhetisch mitkonzipiert. Darüber hinaus grenzt der Komponist elektronisch generierte auf der einen und menschlich performierte Repetitivität auf der anderen Seite scharf voneinander ab. In Bezug auf das „Phase Shifting Pulse Gate“<sup>92</sup> stellte Reich dement sprechend in einem Rückblick fest: „The ‘perfection’ of rhythmic execution of the gate [...] was stiff and unmusical. In any music which depends on a steady pulse, as my music does, it is actually tiny micro-variations of that pulse *created by human beings*, playing instruments or singing, that gives life to the music“<sup>93</sup>.

Gerade diese Konzeption von Repetitivität als nicht perfekt und anthropomorph bezeugt seine Nähe zum Personalismus und baut zugleich eine Gegenposition zur europäischen Subjektpolitik auf. Denn leitet die Subjektpolitik die Unvereinbarkeit von Menschlichem und Mechanischem, von anthropomorphen, lebendigen, organischen, von der Regularität abweichenden Bewegungsformen auf der einen und toten, konsequent regelhaften, kommensurablen Bewegungsmustern der Maschine auf der anderen Seite aus der Einzigartigkeit und Individualität des Menschen ab, die sich unter das Regelmäßige nicht subsumieren lassen<sup>94</sup>, so resultieren die typisch menschlichen Bewegungsmuster dem Personalismus nach aus der Menschlichkeit im allgemeinsprachlichen Sinn, aus der Durchschnittlichkeit, die sich in unvollkommenen und inkommensurabel-willkürlichen Bewegungsmodi artikuliert. Der Mensch des Personalismus ist kein Über-, sondern ein Normalmensch. Im gleichen Sinn grenzt der Historiker Theodore Roszak die Maschine vom Menschen (als Person im personalistischen Sinn)

<sup>90</sup> *Notes on Music and Dance* (1973), in: Reich, *Writings about Music* (wie Anm. 65), S. 41.

<sup>91</sup> *Music as a Gradual Process* (1968), in: ebd., S. 10.

<sup>92</sup> Das „Phase Shifting Pulse Gate“ ist eine elektronische Apparatur, die den Prozess der Phasenverschiebung mit mechanisch-elektronischen Mitteln realisiert und das Reich lediglich für kurze Zeit, im Jahr 1969, für die Realisierung seiner Kompositionen verwendet hat (vgl. *The Phase Shifting Pulse Gate – Four Organs* (1968–1970). *An end to Electronics*, in: Reich, *Writings about Music* [wie Anm. 65], S. 17–27).

<sup>93</sup> Ebd., S. 25; Kursivierung, B. K. – Wie selbstverständlich für Reich Musik mit menschlichen Eigenschaften wie Emotionalität und Persönlichkeit verbunden sind, wird daran deutlich, dass er solche Qualitäten lediglich beiläufig oder in Gegenwehr gegen Kritik als mit der Ausführung und Perzeption von Musik genuin verbundene Qualitäten anführt: „Wenn ich über meine Musik spreche, finde ich es in der Regel anmaßend, emotionale Töne anzuschlagen. Die empfinde ich selbst, wenn ich spiele oder zuhöre, und es ist nur natürlich, wenn jeder Zuhörer seine oder ihre eigenen Emotionen empfindet“ (Reich, *Steve Reich schreibt an Clytus Gottwald* [wie Anm. 74], S. 200). „One hardly needs to seek out personality as it can never be avoided“ (zu einer Aufführung im Whitney Museum of American Art, Mai 1969, vgl. *From Program Notes*, in: Reich, *Writings about Music* [wie Anm. 65], S. 44).

<sup>94</sup> Deshalb begreift Adorno die mechanistische Durchkonstruktion der streng seriellen Werke (1950–1952) als Ursache und Auslöser eines „Zerfalls der Individualität“ (*Das Altern der Neuen Musik* [wie Anm. 71], S. 157f.).

ab: „Unlike the human organism, the machine can achieve perfect concentration, perfect self-control“<sup>95</sup>. Personalität und Perfektion erscheinen als Antagonismen. Der perfekte Automat ist dementsprechend der nicht-personale, das „impersonal automaton“<sup>96</sup>.

## VI. Schluss

Dafür, dass Reich bewusst einer personalistischen, im linksintellektuellen Milieu der USA häufig vertretenen Ideologie anhing, gibt es freilich keine manifesten Belege. Ob Reich, direkt darauf angesprochen, sich explizit zum Personalismus bekannt hätte oder heute noch bekennen würde, ist allerdings auch irrelevant. Was allein zählt, ist, dass seine minimalistischen Kompositionen, wie *Drumming*, Konstituenten aufweisen – Betonung der Leiblichkeit des Menschen, interpersonelle Orientierung und „commitment“ zum Job –, die in der Tat personalismuskonform oder -kongruent sind, und dass Reichs Kommentare zu seiner Musik, insbesondere jene Kommentare, die er im Kontext des Konfliktes mit Gottwald verfasste, auf personalistische Denkfiguren verweisen.

So sehr die hier vorgestellten Eigenschaften der Minimal Music mit personalistischen Wertvorstellungen korrespondieren, scheinen Reichs Schriften diesem Befund jedoch in anderer Hinsicht zu widersprechen. In seinen Schriften verwendet Reich nämlich häufig das Wort ‚impersonal‘, und zwar in einer Weise, die Reich als Verfechter dieser Qualität, des ‚impersonal‘, kennzeichnet. So schreibt er in „Music as a Gradual Process“ unter anderem: „While performing and listening to gradual musical process, one can participate in a particularly liberating and impersonal kind of ritual“<sup>97</sup>. Und er fährt fort:

The use of hidden structural devices in music never appealed to me. Even when all the cards are on the table and everyone hears what is gradually happening in a musical process, there are still enough mysteries to satisfy all. These mysteries [die aus den graduellen musikalischen Prozessen hervorgehen] are the impersonal, unintended, psycho-acoustic by-products of the intended process. These might include sub-melodies heard within repeated melodic patterns, stereophonic effects due to listener location, slight irregularities in performance, harmonics, difference tones, etc.<sup>98</sup>

Und zwei Jahre später sagt er in einem Interview mit Michael Nyman:

The attention that mechanical playing asks for is something we could do with more of, and the ‘human expressive activity’ which is assumed to be innately human is what we could do with less of right now. That ties in with non-Western music – African drumming or the Balinese gamelan – which also have an impersonality to them as the participants accept a given situation and add their individual contributions in the details of the working-out<sup>99</sup>.

<sup>95</sup> Roszak, *The Making of a Counter Culture* (wie Anm. 60), S. 227.

<sup>96</sup> Ebd., S. 231.

<sup>97</sup> *Music as Gradual Process* (1968), in: Reich, *Writings about Music* (wie Anm. 65), S. 11.

<sup>98</sup> Ebd., S. 10.

<sup>99</sup> Michael Nyman, „First Interview“ with Steve Reich, in: Steve Reich, *Writings on Music 1965-2000*, Oxford 2002, S. 54.

Reich wendet sich mit dem Begriff des ‚impersonal‘ jedoch nicht gegen eine personalistische, sondern gegen die subjektphilosophische Ästhetik. Das ist anhand einer weiteren Textpassage deutlich erkennbar, in der er das ‚impersonal‘ ausdrücklich subjektphilosophischen Charakteristika, nämlich individuellem Ausdruck und freier Improvisation (als ästhetischen Manifestationen von Singularität, Emotionalität, Spontaneität und Handlungsmächtigkeit), gegenüberstellt: „At the time of writing ‘Music as Gradual Process’ in 1968 the stress in music was on individual expression and free improvisation, and I was trying to divorce myself from that and to show that one could work in a more impersonal way“<sup>100</sup>.

Reichs Begriff des ‚impersonal‘ muss also sinnvollerweise als ‚antisubjektivistisch‘ umschrieben werden. Der Grund dafür, dass Reich das (ohnehin merkwürdig verwendete, weil substantivierte) Attribut ‚impersonal‘ gerade ab Ende der 1960er Jahre lancierte, dürfte darin gelegen haben, dass Reich in dieser Phase seiner kompositorischen Entwicklung an einer expliziten Abgrenzung und Selbstprofilierung arbeitete. Mit dem Schlagwort des ‚impersonal‘ konturierte und stilisierte er seine eigene Außenseiterposition unter den Komponisten in der Ostküsten-Szene<sup>101</sup>, indem er sich selber – in Abgrenzung von seinen Kollegen – das Attribut des ‚impersonal‘ zuschrieb – und insofern, quasi antizipatorisch, in jene Kerbe schlug, die Gottwald, Jahre später, nach der europäischen Erstaufführung von *Drumming* überhaupt erst öffnen würde.

Wie tief der Antagonismus zwischen Subjektphilosophie und Personalismus von der subjektphilosophischen Perspektive aus war, lässt sich dabei nicht nur an Gottwalds Kritik, das heißt indirekt, durch analytische Lesweise begreifen. Es war Adorno selber, der den Personalismus direkt in der *Negativen Dialektik* (1967) einer ausführlichen und vernichtenden Kritik unterzog<sup>102</sup>. Nichtsdestotrotz hängt der Minimal Music von Reich Humanität an – freilich eine spezifisch personalistische Humanität, die gerade in jüngster Zeit im Zuge der Verkündung des Todes des Subjektes im Umfeld von Postmoderne und Poststrukturalismus wieder an Anerkennung gewonnen hat<sup>103</sup>.

Anschrift der Autorin: Lübecker Str. 50, 10559 Berlin

<sup>100</sup> Ebd., S. 19.

<sup>101</sup> In einem Interview (das Datum des Interviews ist leider unbekannt) fragt William Duckworth Reich bezüglich seiner Entwicklung der Minimal Music: „Did you feel you were going against the current?“ Und Reich antwortet: „Only when I got back to New York“ (William Duckworth, *Talking Music*, New York 1995, S. 300).

<sup>102</sup> Vgl. *Negative Dialektik*, Frankfurt 1967, S. 272ff.

<sup>103</sup> Vgl. *Person* (wie Anm. 15), S. 11.